

„Dort gibt es viele Schildkröten...“

Internationale Adoption aus der Sicht der Kinder

Astrid Görtz

Der folgende Beitrag hat die Erfahrung des Adoptiert-Seins vor allem aus der Sicht der Kinder zum Thema. Dabei beziehe ich mich einerseits auf Fachliteratur, andererseits wird eine kurze Fallvignette aus der eigenen Praxis vorgestellt. Der inhaltliche Schwerpunkt liegt auf der Identitätsentwicklung bei international Adoptierten, und zwar insbesondere unter dem Aspekt der „doppelten Identität“ bzw. der „zweifachen kulturellen Identität“. Die Themen der frühkindlichen Traumatisierung und deren Spätfolgen sowie die Problematik des Hospitalismus, der insbesondere bei Kindern, die viele Jahre in einem Kinderheim verbrachten, zum zentralen Problem werden kann, sollen nur gestreift werden. Diese Aspekte verdienen mehr Aufmerksamkeit, dies würde jedoch den Rahmen dieses Beitrages sprengen.

Eine besondere Form der Familie

„Eine Adoptivfamilie ist nicht gleichzusetzen mit einer Familie, in der biologische und soziale Elternschaft identisch sind. Soziale Elternschaft bedeutet, sich für eine alternative Familienform zu entscheiden und diese nicht als Defizit, als Notlösung, als Kompromiss zu empfinden“, schreibt die Kinderpsychologin und Familientherapeutin Irmela Wiemann. „Ja sagen zu können zu dieser nicht der ‚Norm‘ entsprechenden Lebensform heißt zugleich, sich der außergewöhnlichen Wirklichkeit des Adoptionsgeschehens zu stellen: Das Kind verliert seine leiblichen Eltern, und die meisten Adoptiveltern mussten mit dem Verlust leben lernen, kein leibliches Kind zu bekommen. Ob ein adoptiertes Kind mit seinen Adoptiveltern zufrieden aufwachsen kann, hängt sehr davon ab, wie zufrieden Adoptiveltern mit der alternativen Lebensform ‚soziale Elternschaft‘ sind und wie offen sie mit dieser Wirklichkeit umgehen.“ (Wiemann 2006, 17)

Adoptivkinder sind begleitet von zwei tief greifenden Verlusten: Ihr Leben ist beeinflusst vom Schmerz, nicht das „eigene“ (nämlich das leibliche) Kind der sozialen Eltern zu sein, und vom Schmerz, von den leiblichen Eltern getrennt worden zu sein – zwei Trauerprozesse wirken auf ihr Leben ein. Adoptivkinder leben im Grunde in zwei Welten: einerseits leben sie ihren

Alltag, ihre Wirklichkeit, ihre Beziehung zu Geschwistern und Adoptiveltern. Und zugleich gibt es eine andere Welt, in der sie sich ständig bewegen: die Welt der verlorenen Eltern. Viele Kinder suchen in ihren Wachträumen Kontakt zu ihrer verloren gegangenen Welt. Manches Adoptivkind erträumt sich, wie sein Leben verlief, wenn es bei seiner ersten Mama geblieben wäre. Dann träumt es von den „richtigen Eltern“ als lieben, wunderbaren Menschen, die ihm keine Wünsche abschlagen. Parallel dazu wirken Gefühle der Annehmenden gegenüber den Abgebenden auf das Kind ein und beeinflussen die seelische Entwicklung des Kindes, sein Selbstwertgefühl und seine Identität. Selbst wenn Adoptiveltern mit viel Behutsamkeit und Sorgfalt dem Kind vermitteln, dass es ein guter und verantwortlicher Schritt der abgebenen Eltern war, das Kind den neuen Eltern anzuvertrauen, gibt es dennoch viele Adoptivkinder, die mit einem erschütterten Selbstwertgefühl leben. Von Selbsthilfegruppen erwachsener Adoptierter ist bekannt, wie schwer es für viele adoptierte Menschen oft ein Leben lang ist, mit der Wirklichkeit leben zu lernen, früh im Leben von der wichtigsten Bezugsperson getrennt worden zu sein. In früheren Zeiten war Adoption noch ein Tabu – das Nichtwissen über die eigene Herkunft, das Schweigen erschwerte diese Auseinandersetzung sehr.

Offenheit im Umgang mit der Realität der Adoption

Späte Aufklärung wird von den Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen als tiefes Trauma, als Schock erlebt. Am schlimmsten ist es, wenn der /die Adoptierte von Dritten über die Adoption erfährt. Die Person fragt sich: „Was ist an mir so schlecht, dass mir die Wahrheit verschwiegen wurde?“ Die Tatsache, über ein so zentrales Thema des Lebens belogen worden zu sein, schmerzt stärker als die Realität des Adoptiert-Seins. Seit Jahren sind sich Fachleute daher einig, dass Adoptierte die Wahrheit brauchen, weil jegliches Familiengeheimnis die Eltern-Kind-Beziehung belastet. Adoptivkinder sollen so früh wie möglich über ihr Adoptiert-Sein bescheid wissen. Je offener mit dieser Tatsache umgegangen wird, desto leichter ist es für das Kind, mit der Realität zu leben, zwei Familien zu haben. Denn die Tatsache, zweimal Eltern zu haben, lässt sich niemals ungeschehen machen! In manchen Familien wird ein so genannter „Ankunftstag“ gefeiert, für das Kind wie ein zweiter Geburtstag – der Tag, an dem es in die Familie kam.

Kinder, die ihre leiblichen Eltern kennen, sind zwar nicht frei von Wunschträumen, doch in der Regel führen sie kein so starkes Doppelleben. Je weniger Verwirrspiel, je mehr Wirklichkeit das Kind kennt, umso weniger Energie muss in seine Phantasie fließen. Das Kind weiß, woran es ist. Andererseits müssen Adoptiveltern sich selbst ehrlich fragen, wie viel Offenheit sie verkraften, ob sie etwa ein Kennenlernen der leiblichen Mutter im Kindesalter befürworten. Nur die Schritte, die Adoptiveltern selbst angstfrei mit dem Kind gehen können, kann auch das Kind verkraften.

Im Fall einer internationalen Adoption ist die Situation komplexer, aber in

einem Aspekt leichter: Durch die meist deutlich erkennbare Unterschiedlichkeit im Aussehen fällt die Gefahr der Verheimlichung weg. Die Versuchung, so zu tun, als ob die Kinder die leiblichen wären, fällt für alle Beteiligten weg. Die Kinder wachsen von Anfang an mit der Tatsache ihres Adoptiert-Seins auf. Auch die Umwelt muss meist nicht eigens informiert werden.

Identitätsfindung von Adoptierten

Das Interesse an der Herkunft kommt nicht erst mit der Pubertät auf. Die Identitätsfrage stellt sich für Adoptivkinder lebenslang in verschiedener Intensität und Ausprägung, je nach Altersstufe. Mit den leiblichen Eltern aufzuwachsen, ist in unserer Kultur eine Selbstverständlichkeit. Das Kind sieht jemandem in der Familie ähnlich, es „ist ganz der Vater, die Großmutter, die Tante.“ Über unsere Eltern, Großeltern, Geschwister, unsere Verwandten definieren wir uns, vor allem in der Kindheit. Identität in Zusammenhang mit Adoption meint in erster Linie den Doppelaspekt: das Auseinanderfallen sozialer und biologischer Übereinstimmung. Die Identität der Adoptierten setzt sich aus zwei Welten zusammen: Sie definieren sich selbst über ihre Adoptivfamilie und ihre Herkunftsfamilie. Adoptierte müssen immer wieder ihre seelische Balance herstellen zwischen realen sozialen Zugehörigkeiten und dem Nichtkennen wesentlicher Bausteine ihrer selbst. Adoptierte Kinder identifizieren sich einerseits wie alle Kinder mit „ihren Eltern“, mit denen sie leben. Sie wollen diesen gleichen, übernehmen ihre Normen und Einstellungen oder reiben sich später an diesen. Sie wollen aber auch wissen, von wem sie kommen, wer ihnen ihre körperliche Gestalt mitgegeben hat, wer sie geboren hat, wem sie ähnlich sehen. Dies ändert nichts daran, dass sie dennoch ihre sozialen Eltern als ihre „richtigen Eltern“ erleben. Ihre Bindung an ihre Adoptiveltern bleibt bestimmend für ihr ganzes Leben. Die meisten Adoptierten haben es jedoch bei diesem Entwicklungsschritt deshalb schwerer, weil sie die Menschen, von denen sie abstammen, denen sie gleichen und von denen sie ein Teil sind, nicht kennen. Adoptiveltern können dem

Kind helfen, wenn sie sagen: „Deine Augen, deine Haare, die hast du von deiner ersten Mama.“ Oder: „Bestimmt gleichen deine Hände denen deines ersten Vaters.“ Kennen Kinder Bilder von ihren leiblichen Eltern, so ist die Lücke schon mit erstem Wissen und Fühlen gefüllt. Nicht nur adoptierten Kindern – allen Menschen, die ihre Eltern oder einen Elternteil nicht kennen, z.B. Vollwaisen, Kindern mit unbekannten Vätern, bleibt diese Quelle, sich selbst besser zu kennen und zu verstehen, verschlossen. Insbesondere bei international Adoptierten, die nur in den seltensten Fällen genauere Informationen über ihre leiblichen Eltern erhalten können, fehlt dieser wichtige Baustein zur Identitätsfindung.

Die Situation ist jedoch oft noch komplexer: Was alles von den unbekannten Eltern kommt, wissen Adoptierte nicht genau. Allerdings haben sie vielfach bunte Phantasien darüber. Diese wiederum basieren auf fein signalisierten Vermutungen ihres sozialen Umfeldes, denn dieses glaubt gut zu wissen, welche Anteile das Kind aus der Herkunftsfamilie und welche es aus der Adoptivfamilie hat. Kinder übernehmen bereitwillig unbewusst Rollen und Aufträge, die Teil ihrer Identität werden. Das Kind spürt früh, ob und welche Eigenschaften von seinen Adoptiveltern emotional als von den leiblichen Eltern kommend eingeordnet werden.

So nimmt das Kind an, bestimmte Eigenschaften von seinen leiblichen Eltern zu haben, auch wenn dies durchaus Aspekte ihrer Persönlichkeit sind, die sie aus dem Elternhaus übernommen haben mögen. Viele Adoptierte teilen ihre Persönlichkeit in zwei Teile: jenen Teil, in dem sie ihren Adoptiveltern gleichen, und jenen, von dem sie glauben, er sei von den leiblichen Eltern. Das Kind geht von etwas aus, das nicht wirklich ist. Und es kann den Wahrheitsgehalt nicht überprüfen. Das kann ausgesprochen verwirrend sein. Diese Problematik trifft zusätzlich auf eine oftmals bereits vorhandene Verletzung des Selbstwerts. Für fast alle Adoptierten bleibt es eine tiefe Kränkung, früh im Leben verlassen worden zu sein. Sie bleiben empfindsamer und verletzlicher bezüglich

weiterer Trennungen auf dem Hintergrund dieser Erfahrung, bereits einmal verlassen worden zu sein. Kinder mit einem labilen Selbstwert neigen dazu, ihr Selbst in einen „guten“ – von den Eltern geliebten und akzeptierten – Teil und einen „bösen“ – ungeliebten, abgelehnten – Teil aufzuspalten. Im schlimmsten Fall – wenn die Adoptiveltern eine unbewusste Ablehnung der Herkunftsfamilie gegenüber hegen – vertieft sich im Kind die Spaltung in das „gute Kind der Adoptiveltern“, und das „schlechte Kind der leiblichen Eltern“. Dies führt in so manchen Fällen zu den so genannten „selbst erfüllenden Prophezeiungen“.

Irmela Wiemann schildert die Geschichte von Evelyn. Als sie sich mit zwölf Jahren verliebte, war für die Adoptiveltern klar: Die Triebhaftigkeit hat sie von ihrer Mutter. Mit fünfzehn war Evelyn tatsächlich schwanger. Wiemann schreibt: „Die Adoptiveltern hatten dem Mädchen auf vielfältige Weise die Botschaft gegeben: du wirst wie deine Mutter. Auf Grund der eigenen Verletzung, nie schwanger geworden zu sein, wurde es Lebensthema der Adoptiveltern, Evelyn könnte wie ihre Mutter früh schwanger werden. Evelyn handelte danach. Evelyn suchte Identität, indem sie Übereinstimmung herstellte mit dem Bild, das ihre Adoptiveltern von ihr hatten. So erfüllte sich die Prophezeiung ihrer Adoptiveltern. Hinzu kam, dass die Jugendliche sich – gemäß dem hohen Stellenwert, den ihre Adoptiveltern der leiblichen Elternschaft einräumten – danach sehnte, in ihrem Leben auch körperliche Verwandte zu haben. Und mit ihrer Schwangerschaft hatte sie ihrer Adoptivmutter etwas Existentielles voraus: Sie konnte, was dieser unmöglich war, nämlich schwanger werden. So verwirklichte sie schon früh in ihrem Leben, was ihren Adoptiveltern nicht gelang.“ (Wiemann 2006, 172)

Ein wichtiger Aspekt, eine durchgehende Identität zu entwickeln, ist der Name. Mit unserem Namen ist untrennbar unsere Person verbunden. Der Name macht uns identisch, unverwechselbar. Wenn das Adoptivkind bereits einen Namen von seinen leiblichen Eltern bekommen hat, sollte es diesen

behalten dürfen! Es erleichtert die Identitätsfindung später sehr. Ein Wechsel des Vornamens kann für das Kind einen Bruch in der Identität verursachen. Der Name ist oft das Einzige, was das Kind aus seinem früheren Leben behalten durfte. Ein Namenswechsel kann für das Kind bedeuten: die Person, die es früher war, soll es nicht mehr geben.

Entscheidend ist also: Können Adoptiveltern emotional anerkennen, dass die Herkunftseltern zum Leben des Kindes dazugehören? Und können sie ertragen, dass sie dem Kind den Schmerz, von den leiblichen Eltern getrennt worden zu sein, nie werden ganz fortnehmen können, dass das Kind hier immer wieder Trost und Einfühlung braucht?

Die Identität von Kindern anderer ethnischer Herkunft

Der Psychotherapeut Haro Schreiner (1991) meint, dass durch eine doppelte Identität eine gute Identitätsentwicklung bei international adoptierten Kindern gelingen kann. Nach Auskünften erwachsener Adoptierter beschreiben diese, dass sich ihre Identität in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen aus dem Herkunftsland und dem Land, in dem sie jetzt leben, zusammensetzt. Die Integration beider Identitäten ist keine leichte Aufgabe.

Irmela Wiemann (2003) schildert den Fall des fünfzehnjährigen Kim, der im Alter von etwa vier Jahren aus Indien adoptiert worden war. Er hieß ursprünglich „Manjit“. Den Namen Kim wählten die Eltern, da er im Fernen Osten weit verbreitet und auch in Deutschland geläufig ist. Die Eltern berichteten, dass Kim immer, wenn er auf seine indische Herkunft angesprochen wurde, abweisend reagierte: „Lasst mich in Ruhe. Ich bin Deutscher.“ Er lehnte jegliche Auseinandersetzung mit seinem Herkunftsland ab und gab Sätze von sich wie „Ich hasse Ausländer.“ Kim hat einen gleichaltrigen leiblichen Bruder, der anfangs sehr eifersüchtig reagierte, da Kim in der ersten Zeit sehr anhänglich an die Adoptivmutter war. Kims Entwicklung verlief nach der schwierigen Anfangszeit sehr ruhig und problemlos. Auffallend war jedoch,

dass Kim über Jahre intensiv in seine Phantasiewelt eintauchen konnte und oft den ganzen Tag über eine Rolle spielte, er war eine Katze, ein Hund, Peter oder Jens. Auch beim Schlafengehen wollte er weiter in der Rolle bleiben und sagte etwa: „Der Hund geht jetzt schlafen, er lässt sich von seinen Leuten noch einmal streicheln.“ Über seine Hautfarbe und seine Herkunft wurde nie gesprochen, die Eltern verhielten sich passiv und warteten, ob er von sich aus darauf zu sprechen käme. In der zweiten Klasse, als er in der Schule „Neger“ genannt wurde, rastete er aus, biss zuhause den Bruder und zerstörte Spielsachen. Bis dahin war den Eltern an Kims Verhalten nichts aufgefallen. Und auch weiterhin sprachen sie mit ihm nicht über seine Herkunft. Als er zehn Jahre alt war, las die Mutter in einem Adoptionsbuch, wie wichtig es wäre, mit dem Kind über seine Herkunft zu sprechen. Damals kauft sie ihm Bücher über Indien. Kim lehnte dies jedoch alles ab. Auf die Hänseleien angesprochen, meinte er nur, das mache ihm doch nichts aus. Er war zuhause weiterhin brav und angepasst. In der Schule verwickelte er sich aber immer öfter in Prügeleien und ärgerte Kinder, die schwächer waren als er.

In der Familientherapie wurden die Probleme sichtbar: Kim war ein depriviertes Kind, er wuchs die ersten vier Jahre seines Lebens im Heim auf. Als er zu seinen neuen Eltern kam, war er voll der Angst und des Missvertrauens, er könnte wieder verlassen werden und wurde ein sehr anhängliches Kind. Der Verlust seines Namens war für ihn ein gravierender Einschnitt. Er hatte seine Identität durch den Wechsel von Indien hierher verloren, der Verlust des Namens hatte dazu noch weiter beigetragen. Hinzu kam seine dunkle Hautfarbe. Ohne den festen Boden seiner eigenen Identität konnte er dieses Andersaussehen kaum ertragen. Er hatte einen ganz schwachen Selbstwert und war den rassistischen Anfeindungen hilflos ausgeliefert. In seiner Phantasie kehrte er das Gewaltverhältnis um, indem er einen Ausländerhass entwickelte. Darin bekämpfte er jedoch auch seine indische Identität.

Kims Eltern hatten zu spät angefangen, mit Kim über seine doppelte Identität zu sprechen. Sie waren darin nicht konsequent und hartnäckig genug. Sie selbst hatten sich nicht in der ganzen Tragweite mit der Tatsache befasst, dass Kim ein Kind anderer Menschen, ein Kind aus einem anderen Land, einer anderen Kultur ist. Sie hatten selbst über Jahre die Realität der Adoption vergessen wollen. Sie hofften, durch ihre Liebe würde Kim seine andere Hautfarbe verkraften. Sie hatten ihn aber nicht stolz gemacht auf sein andersartiges Aussehen, sondern es durch ihr Schweigen tabuisiert.

Was können Eltern von international adoptierten Kindern tun?

Die Herausforderung, ein Kind aus einem anderen Kulturkreis großzuziehen, ist in vielen Aspekten komplexer. Ausländische Adoptivkinder sind nicht nur Kinder zweier Familien, sondern auch Kinder zweier Kulturen, zweier Sprachen. Wenn sie erwachsen sind, haben die meisten von ihnen das Problem, dass ihnen ihr Herkunftsland fremd geworden ist, sie haben die Sprache und die Kultur verlernt. Und in Europa werden sie als Fremde angesehen, sind sie der Feindseligkeit und der Ausnahmesituation ausgesetzt. Auch Kinder von Zuwandererfamilien bekommen Fremdenfeindlichkeit zu spüren. Aber anders als Zuwandererkindern fehlt Adoptivkindern die Zugehörigkeit zu einer in gleicher Weise betroffenen Gruppe. Sie stehen mit ihren Problemen im Grunde allein da. International Adoptierte brauchen viel Kraft, um sich der alltäglichen Diskriminierung ein Leben lang zu erwehren und sollten von ihren Adoptiveltern von früh an auf diese schwere Lebenssituation vorbereitet werden. Sie müssen von Anfang an Kinder zweier Kulturen sein dürfen, auch mit der Möglichkeit, eines Tages in ihr Herkunftsland zurückkehren zu können. Auch wenn Eltern noch so viel Verständnis vermitteln, letztlich können sie nur sagen: „Wir verstehen, wie schwer es für dich ist. Wir haben es leichter. Wir sehen so aus wie alle in diesem Land. Du hingegen siehst anders aus. Deshalb musst du einen anderen, viel schwereren Weg gehen. Wir können dafür kämpfen.“

fen, dass alle Menschen gleich sind, dass wir alle Weltbürger sind. Wir können mit deinem Lehrer sprechen, dass er es den Kindern beibringen soll. Aber letztendlich schützen vor den bitteren Erfahrungen können wir dich nicht. Es tut uns weh, dir diese Erfahrungen zumuten zu müssen. Wir wollen dir helfen, stark und selbstbewusst zu werden.“

Um international adoptierten Kindern die Suche nach Identität und später nach Heimat erleichtern zu können, müssen sie ihr Land kennen lernen dürfen: aus Märchen, Bildern, aus der Musik, später aus Reiseberichten und den Schriften großer Männer und Frauen. Letztlich gehört dazu auch, die Sprache eines Volkes zu sprechen und zu verstehen. Dazu gibt es in der heutigen Zeit die vielfältigsten Möglichkeiten – nicht zuletzt die, die Jahresurlaube im Heimatland des Kindes zu verbringen, um ihm auch die elterliche Verbundenheit zu zeigen. Menschen aus dem Heimatland kennen zu lernen, fördert den Prozess der Ichfindung und der späteren Entscheidung: Wohin will ich gehören?

Erwachsene Adoptierte aus Asien sprechen in einer Interview-Studie von Barbara Ade über ihre Erfahrungen und Eindrücke bei einer Reise ins Herkunftsland im frühen Erwachsenenalter: So schildert der 27jährige Wonyo seine Korea-Reise: „Das war wahrscheinlich die entscheidendste Erfahrung in meinem Leben. Es war wegen meiner Zugehörigkeit, dass man auf die Straße gehen kann und ein ganz neues Gefühl von Geborgenheit merkt, wenn man in der Masse in Seoul von 9 Millionen Asiaten eintaucht und jeder sieht so aus wie du.“ (Ade 2000, 51)

Die Suche nach den leiblichen Eltern

Adoptierte suchen nach ihren leiblichen Verwandten, um den verlorenen Teil ihrer selbst wieder zu finden. Die Angaben über Adoptierte, die auf die Suche nach ihren leiblichen Eltern gehen, schwanken beträchtlich. Swientek (2001) schreibt, dass fast alle Adoptierte auf die Suche nach den leiblichen Eltern gehen, Schreiner (1991) spricht von 10-15%, die tatsächlich suchen. Es wird

hauptsächlich nach der Mutter gesucht. Männer suchen zwar auch nach der Mutter, sie versuchen aber, über diese den Vater kennen zu lernen. Auch die Suche nach leiblichen Geschwistern hilft bei der Identitätsfindung. Wonyo drückt es so aus: „Ich würde mein halbes Leben dafür geben, wenn ich nur ein Mitglied meiner Familie, leiblichen Familie, kennen lernen könnte. Also das ist etwas, ein Wunsch, der unheimlich groß ist und der immer da sein wird“ (Ade 2000, 56). Nicht zuletzt wollen Adoptierte ihren eigenen Kindern etwas über sich und ihre Herkunft erzählen können. Um die Kränkung, fort gegeben worden zu sein, zu überwinden, müssen Adoptierte genau ergründen und nachvollziehen können, wie und warum dies geschehen ist. Schließlich geht es dabei um die unbewusste oder offene Sehnsucht, den erlittenen Bruch im Leben ungeschehen zu machen. Wenn es gelingt, die leiblichen Eltern aufzufinden zu machen und ihnen zu begegnen, so tritt für viele Adoptierte ein Stück Beruhigung und Entlastung ein. Leibliche Verwandte zu kennen, gibt vielen Adoptierten ein Stück emotionale Sicherheit. Fast immer löst es aber auch neuerliche Trauer aus, ein weiteres Mal Abschied nehmen zu müssen, jetzt vom Phantasie-Bild der idealisierten leiblichen Eltern.

Es ist wichtig, dass die Adoptiveltern ihren jugendlichen Kindern gegenüber Offenheit für die Suche nach den leiblichen Eltern signalisieren. Die Spannung des Suchens, ob sie ihre Elternteile finden, aber auch die Vorstellungen, was sie erwartet, kosten immense seelische Kraft. Ohne die Billigung und Ermutigung durch ihre Adoptiveltern werden Adoptierte kaum diese Kraft aufbringen. Können Adoptiveltern diese Ermutigung nicht geben, haben sie möglicherweise Angst, so spüren die Jugendlichen dies und schieben ihre Suche vermutlich auf. Es gibt erwachsene Adoptierte, die sich erst auf die Suche machten, als ihre Adoptiveltern gestorben waren. Am besten können jene Adoptierten ihre Suche gestalten, deren Adoptiveltern selbst mitbangingen, sich mitfreuen, mitneugierig sind. Dennoch wollen die meisten Jugendlichen

und jungen Erwachsenen den ersten Kontakt mit ihrer leiblichen Mutter allein erleben. Sie wollen weder ihrer leiblichen Mutter noch ihren Adoptiveltern zumuten, einander gegenüber zu treten.

Valerie

Nun möchte ich noch auf eine Fallgeschichte aus der eigenen Praxis zu sprechen kommen. Valerie, zum Zeitpunkt der Therapie sechs Jahre alt, wurde mit elf Monaten aus Sri Lanka adoptiert. Sie hat einen um zwei Jahre älteren Bruder, der nicht ihr leiblicher Bruder ist und ebenfalls als Baby aus Sri Lanka adoptiert wurde. Valeries Vater ist ein hochsensibler Schauspieler, Valeries Mutter stammt ebenfalls aus einer Schauspieler-Familie. Beide Eltern sind äußerst gebildete, humanistisch eingestellte Menschen. Sie entschlossen sich zur Adoption, weil die Mutter auf Grund einer Unterleibsoperation, der sie sich als junges Mädchen unterziehen musste, keine leiblichen Kinder bekommen kann. Valeries Eltern kamen zur Kindertherapie, zum einen weil Valerie öfters unter Alpträumen leidet und zum anderen weil sie ein übertrieben affektiertes, manieriertes Verhalten zeige, sich übermäßig für Schmuck und schöne Kleider interessiere – etwas, was der Mutter so ganz und gar fremd ist. Die Mutter selbst wirkt in ihrem Auftreten bescheiden, ist schlicht gekleidet und trägt keinerlei Schmuck. Sie berichtet auch, dass Valeries Bruder Jonas sich vor Valerie nicht mehr ausziehen mag, weil ihm ihre Blicke unangenehm seien. Außerdem fiel den Eltern auf, dass Valerie schmunzelt, wenn sich andere Menschen verletzen. Die Eltern waren sichtlich beunruhigt über Valeries „hysterische Züge“. Die Eltern selbst sind im direkten Kontakt beide zurückhaltende, scheue Menschen und konnten mit dieser extravertierten Seite von Valerie offensichtlich wenig anfangen.

Valerie zeigte sich im direkten Kontakt ebenfalls eher zurückhaltend und scheu wie die Adoptiveltern. Sie drückte sich für eine Sechsjährige sehr gewählt aus, gab im Satzergänzungstest sehr „woherzogene“ Antworten, z.B. „Wenn ich sehr schlimm bin, dann muss ich wieder brav werden.“ oder

„Wenn die Mutter etwas nicht erlaubt, dann muss man sich daran halten.“ In der Arbeit mit dem Sandspiel hingegen entfaltete sich ein intensives szenisches Spiel mit Tier- und Puppenfiguren. Valerie genoss es sichtlich, Geschichten mit Hilfe der Figuren darzustellen. Sie entwickelte eine derartige Kreativität und Ausdruckskraft, dass es ob der Fülle der dargebotenen Details nicht immer leicht war, die wesentlichen Aussagen aus ihren Geschichten herauszuschälen. Es drängt sich die Parallele zum Schauspiel-Beruf ihrer Adoptiveltern auf: Valerie schien hier, vielleicht parallel zu ihren Eltern, ein Ventil für ihre übersprudelnde Lebendigkeit gefunden zu haben. Ich möchte an dieser Stelle eine Erzählung herausgreifen, die Valerie in mehreren Sitzungen als Fortsetzungsgeschichte entwickelte und die meines Erachtens Wesentliches über ihre Identität ausdrückt:

Nachdem Valerie viele Stunden lang Szenen mit Wassertieren dargestellt hatte – ihr Lieblingstier ist eine Wasserschilkröte (ein Tier, das viel Schutzbedürfnis ausstrahlt und außerdem in Sri Lanka lebt!) – wechselte plötzlich der Schauplatz zu einer Löwenfamilie in der Wüste. Löwenbruder und Löwenschwester streiten. Der Bruder verspottet die Schwester, weil sie in den Zoo kommt. Er erzählt ihr von früher. Er wurde in Afrika geboren. Früher wurden Löwen und andere Tiere noch gefressen – nun werden sie gefangen und in den Zoo gebracht. Die Eltern kommen in einen anderen Käfig. In dieser Stunde bringt Valerie erstmals kein Geschenk mit und spricht ausführlich über Sri Lanka. Sie hat offenbar Vertrauen zu mir gefasst und öffnet sich gegenüber ihrer Herkunft. „Afrika“ steht vermutlich für das fremde Land Sri Lanka, in der Geschichte der Gefangenschaft steckt etwas vom „Rettungs-Mythos“, den viele Adoptiveltern unbewusst oder bewusst ihren Kindern vermitteln und der bei diesen Schuldgefühle gegenüber den Adoptiveltern hervorrufen kann. In der nächsten Sitzung geht die Geschichte weiter: *Wieder streiten die Löwenkinder miteinander* (ich bekomme den Eindruck, dass Konflikte in der Familie Tabu sind, Aggression darf nicht gelebt

werden und schwelt im Untergrund). *Der Bub ist immer stärker – Valerie legt Wert darauf, die Buben-Figur selbst zu spielen. Der Bub hat zwischendurch Mitleid, ist aber dann wieder gemein zur Schwester. Das Löwenmädchen läuft in die Wüste – der Bub bekommt Mitleid, sucht sie, dann holt er die Eltern, die sich bereits Sorgen gemacht haben. Sie bringen beide Kinder heim. Dann feiern sie zusammen ein Fest.* Hier wird der Rettungs-Mythos weiter gesponnen: Das Mädchen ist in Gefahr, droht verloren zu gehen. Die Eltern holen sie nach Hause. So werden es die Eltern wohl erlebt und an Valerie weiter gegeben haben. In der nächsten Sitzung folgt wiederum die Fortsetzung: *Das Zuhause ist mit einem Schutzwall von Bäumen geschützt. Es gibt Wassertiere und Babys. Die Babys spielen in der Wüste, die Löwenkinder erschrecken sie. Die Babys werden von der Mutter geholt. Die Löwenkinder sind auf Jagd gegangen. In der Zwischenzeit haben Jäger die beiden Löwenkinder gefangen und in ein Bergverlies gebracht. Die Eltern der Babys wohnen in Afrika. Die Mama passt auf ein Baby auf, das immer davon krabbelt. Der Vater holt ein Silberschwert und einen Schlüssel, der zum Löwenverlies passt. Er reitet auf einem geschmückten Pferd. Plötzlich ist der Schlüssel weg – jetzt kann er die Löwenkinder nicht befreien. Die Mutter geht zum Urwaldhaus, der Vater reitet in die Wüste. Die Löweneltern haben sich versteckt. Die Löwenmutter weint, weil ihre Kinder weg sind. Der Reiter zerstört den Löwenbau und sinkt im Sumpf ein. Das Schwert ist weg, er läuft und ruft „das muss ich dem König sagen“. Er stolpert über das Löwenversteck, findet das Schwert wieder und reitet schnell nach Hause. Valerie kommentiert dazu: „Man kann nicht immer mutig sein.“ Er reitet mehrmals über das Versteck. Valerie kommentiert dies so: „Die Löwen müssen Schmerzen haben.“ Sie hören mit einem Ohr zu, was passiert. Der Vater reitet zurück und erzählt seiner Frau, was passiert ist. Er ist über etwas Hartes gestolpert. Er bringt das Schwert zurück, sieht den Schlüsselbund, erkennt aber den Verlies-Schlüssel nicht. Die Löwenkinder haben sich selbst befreit und laufen schnell in die Wüste*

zurück. Hier kommt Valeries ambivalentes Verhältnis zum Adoptiert-Sein in vielen Details zum Ausdruck. Ihre doppelte Identität drückt sich darin aus, dass es (menschliche) Babys und Löwenkinder gibt. Der ungebändigte Teil in ihr ist das Löwenkind, den sie vermutlich mit ihrer Herkunft assoziiert – offenbar signalisieren ihr die Adoptiveltern, dass es sich um etwas zu Zähmendes handelt. Ein Baby krabbelt immer davon – auch Valerie fügt sich nicht so ganz in das Familiengeschehen, sondern macht den Eltern mit ihren theatralischen, extravertierten Zügen das Leben schwer. Der Vater hat ein Silberschwert – er bedient sich einer Waffe, wenn auch einer sehr edlen (eingebettet in humanistische Werte – er geht zwar zur Therapeutin, aber dennoch versucht er Valerie nach seinem Konzept zu verändern). Er tritt an, die Löwenkinder zu befreien – wiederum der Rettungs-Mythos rund um die Adoption –, aber der Schlüssel passt nicht. Sein Plan wird vereitelt. Alles ist anders gekommen, als er sich das vorgestellt hat – das spürt Valerie ganz genau. Der Vater ist mit seinem Idealismus offenbar gescheitert. Die Realität stellt sich als schwieriger heraus. Er braucht Gewalt, indem er den Löwenbau zerstört, versinkt aber dabei im Sumpf – die Löweneltern leiden, haben Schmerzen. Aber der Vater merkt das gar nicht. Er spürt nur etwas Hartes, über das er gestolpert ist. Valerie merkt die Unsensibilität des Vaters ihren Herkunftseltern gegenüber und fühlt sich vermutlich diesen gegenüber schuldig. Der Vater kommt ungeschickt, geradezu feige rüber. Er beruft sich auf eine höhere Autorität („das muss ich dem König sagen“) – hier wird indirekt das rechtliche Moment der Adoption angesprochen, das der Vater möglicherweise zu seiner Rechtfertigung gefunden hat. Die Löwenkinder befreien sich selbst – Valerie phantasiert ein Ende, in dem sie ihr Leben selbst in die Hand nimmt und ihren „ungezähmten Teil“ selbst befreit. Die Löwenkinder laufen in die Wüste zurück – am Ende ist sie auf sich allein gestellt.

Idealismus ist eine schwache Grundlage, um Adoptivkindern einen festen Boden für ihre Identität zu vermitteln.

Die Eltern in der geschilderten Fallvignette signalisierten ihrem Kind unbewusst Angst und Ablehnung den leiblichen Eltern gegenüber und blendeten den leidvollen Aspekt des Verlusts der Herkunftskultur aus. Auch wenn die Eltern nach außen hin bemüht waren, versuchten sie doch unbewusst, ihr Kind an die hiesige Kultur anzupassen und lehnten jene Wesenszüge bei ihrem Kind ab, die ihnen in ihrem Naturell und Temperament fremd waren. Valerie war zutiefst verunsichert und brauchte auch in der Therapie viele Stunden, um Vertrauen zu fassen.

Zum Schluss

Irmela Wiemann sieht zwei Aufträge an Adoptiveltern: Zum einen für das Kind Eltern zu sein und zum anderen

ihm seine Geschichte zu bewahren, mit dem Kind zu bearbeiten und damit verbunden, die leibliche Elternschaft zu würdigen. Die Herkunftseltern gehören zum Leben des Kindes. Ohne sie gäbe es das Kind nicht. Gleichzeitig ist die emotional-seelische Elternschaft wertvoll und die wichtigste Elternschaft. Adoptiveltern müssen an sich arbeiten, hier nicht zu zweifeln. Beide Elternschaften – die biologische und die soziale – haben ihre Berechtigung und ihren Stellenwert (Wiemann 2006). Die leibliche Elternschaft ist ebenso wie die soziale nie mehr aufhebbar. Wenn Adoptiveltern beide Elternschaften als wertvoll einstufen, wenn sie dem Kind das Gefühl vermitteln, dass aus beiden ein wertvolles Ganzes wurde, dann können Kinder ihr Adoptionsschicksal gut bewältigen.

Literatur

- Ade B (2000) ... die, die auszogen sich selbst zu finden. Biographien erwachsener Adoptierter asiatischer Herkunft. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag
- Schreiner H (1991) Auslandsadoptionen. Unsere Jugend, 43, 265-272
- Swientek Ch (2001) Adoptierte auf der Suche nach ihren Eltern und nach ihrer Identität. Freiburg im Breisgau: Herder
- Wiemann I (2006) Ratgeber Adoptivkinder. Erfahrungen, Hilfen, Perspektiven (6. Aufl.) Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- Wiemann I (2007) Pflege- und Adoptivkinder. Familienbeispiele, Information, Konfliktlösungen (7. Aufl.). Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Astrid Görtz

Einwangasse 23/11

A-1140 Wien

astrid.goertz@existenzanalyse.org



Der neue Pädagogik-Fachverlag für Lehrer/-innen



Neu!

Erziehung zum Selbstwert
Pädagogik
ca. 272 S., 16,5 x 23,5 cm
Best.-Nr. 452
€ 22,80

Eva Maria Waibel

Erziehung zum Selbstwert

Persönlichkeitsförderung als zentrales pädagogisches Anliegen

Die Stärkung der Persönlichkeit, die Erziehung zum Selbstwert gilt in einer Zeit weitreichender Orientierungslosigkeit als wichtiges pädagogisches Anliegen.

Der Band zeigt Wege zur Selbstwertförderung aus existenzanalytischer Sicht auf.

Z. B. Persönlichkeitsstärkung als zentrales Anliegen von Suchtprävention und Gesundheitsförderung, existenzanalytisch-anthropologische Grundüberlegungen, der Mensch als geistiges Wesen, existenzielle Motivationstheorie.